

Oliver Nakoinz

Geographisch-archäologische Methoden und Konzepte der Identitätskonstruktion

Zusammenfassung

Dieser Beitrag thematisiert die räumlichen Aspekte von Identität und Kultur. Identität und Kultur sind zwei Konzepte, die der Begriff der Interaktion verbindet. Das objektivistische Konzept der Kultur erweist sich als Wirkung von Interaktion, während das subjektivistische Konzept der Identität als intendierte Interaktion angesehen werden kann. Kultur in diesem Sinne kann mit formalen quantitativen Analysen untersucht werden, während kollektive Identitäten weiteren Erkenntnisgrenzen unterliegen. Zwei Fallstudien zur älteren Eisenzeit in Südwestdeutschland illustrieren das vorgestellte Konzept. Zudem werden zwei komplementäre Konzepte angesprochen, die andere Gesichtspunkte beleuchten und die Forderung nach einem integrativen Paradigma unterstreichen.

Keywords: Identität; Kultur; Interaktion; kulturelle Metrik; Clusteranalyse; Eisenzeit; Südwestdeutschland

The spatial aspect of identity and culture is addressed in this paper. Identity and culture are different concepts, connected by the term interaction. The objectivistic concept of culture is an effect of interaction while the subjectivistic concept of identity is a kind of intended interaction. Formal quantitative analysis can be used to investigate culture while the investigation of identity is limited by certain restrictions. A degree of correspondence between culture and identity and additional assumptions are used to overcome a part of these restrictions. Then, the quantitative method is introduced, which is illustrated by case studies from South-West Germany. In addition two complementary concepts are discussed. This paper pleads for the integrative paradigm, which uses complementary approaches.

Keywords: identity; culture; interaction; cultural metric; cluster analysis; Iron Age; South-West Germany

1 Einleitung

Welche formalen geographisch-archäologischen Analysemethoden lassen sich verwenden, um prähistorische Identitäten zu erforschen? Dieser Frage geht der vorliegende Beitrag nach, der auf verschiedenen älteren Arbeiten aufbaut.¹ Die Methoden, wie auch das Kulturkonzept, Kritik an unterschiedlichen Ansätzen und die Ergebnisse der Fallstudien werden an anderen Stellen ausführlicher dargestellt. Hier geht es vorrangig darum, Möglichkeiten und Grenzen der Methoden zur Erforschung von Identitäten auszuloten, womit eine grundlegend andere Perspektive verbunden ist als in den genannten Arbeiten. Es wird versucht, eine konsistente Methodologie vorzustellen, die sich auf formale quantitative Analysen beschränkt, die den Daten inhärente Strukturen offenlegen kann. Wenn wir die Daten in die drei Kategorien Rauschen, strukturierte Informationen und singuläre Informationen einteilen, dann beschäftigt sich dieser Beitrag naturgemäß ausschließlich mit den strukturierten Informationen. Individualität ausdrückende singuläre Informationen können vor diesem Hintergrund Bedeutung gewinnen, lassen sich aber ausschließlich mit formalen Analysen ebenso wenig gewinnbringend analysieren, wie Daten die als Rauschen einzustufen sind. Während das Rauschen rein zufällige Daten enthält, stellen singulären Daten valide Informationen dar, die jedoch nicht anhand von Ähnlichkeiten, Mustern und Strukturen im Datenbestand analysierbar sind, sondern ausschließlich anhand ihres Inhaltes und ihrer Bedeutung interpretiert werden können. Dementsprechend versucht dieser Beitrag eine Komponente, einen Mosaikstein des gesamten Bildes beizusteuern, das erst in der Synopse komplementärer Ansätze Kontur gewinnen kann.

2 Kultur, Identität und Interaktion

2.1 Identität

„Identität“ scheint gegenwärtig in der Archäologie die Rolle des Begriffs ‚Kultur‘ und in den Sozialwissen-

schaften – so Andreas Reckwitz² – des Begriffs ‚Gesellschaft‘ einzunehmen. Der Aufstieg des Identitätsbegriffs ist nicht nur in modischer Effekthascherei begründet, sondern besitzt durchaus Vorteile. Der Identitätsbegriff stellt das Individuum in den Mittelpunkt und bietet damit eine andere Perspektive als der Kultur- und der Gesellschaftsbegriff. Ein weiterer Vorteil ist, dass dieser Begriff zahlreiche Aspekte abdeckt und somit in Beziehung setzt. Insbesondere die Beziehung des Individuums zur Gemeinschaft, der es angehört, und zu anderen Gemeinschaften wird im Spannungsfeld individueller Einschätzungen, individueller Identitäten und kollektiver Identitäten – und damit in ganz anderer Weise als es mit dem Kulturbegriff möglich ist – thematisiert. Daraus resultierend ist der Identitätsbegriff, sofern keine weitere Qualifizierung angegeben ist, aber auch sehr unscharf. Zunächst müssen wir alle jene Gesichtspunkte, die für unser Thema nicht relevant sind, ausgrenzen und den relevanten Teil isolieren. Beginnen wir mit den zwei grundlegenden Begriffstraditionen.³ In einem umgangssprachlich-mathematischen Sinne beschäftigt sich der Identitätsbegriff mit Gleichheit. Diesen Aspekt wollen wir vernachlässigen und stattdessen den gesellschaftswissenschaftlichen Identitätsbegriff in den Mittelpunkt stellen, der die Identifikation signifikanter und bedeutungsvoller Merkmale von Individuen und Kollektiven thematisiert. Hierbei wird strikt ein subjektiver Standpunkt eingenommen, der im Gegensatz zu den objektivistischen Begriffen ‚Kultur‘ und ‚Gesellschaft‘ Nähe zum Individuum und eine emische Perspektive darstellt. Reckwitz formuliert: „[...] das hochmoderne Identitätskonzept ist dagegen hermetisch und historisch orientiert wie auf das Problem des kontingenten Selbstverstehens bezogen.“⁴ Die Selbstinterpretation steht demnach im Mittelpunkt dieses Identitätsbegriffes, der in zwei wesentlichen Varianten⁵ anzutreffen ist: individuelle und kollektive Identität. Nach Straub gilt für die individuelle Kollektivität „Theoretisch bezeichnet ‚Identität‘ die Struktur oder Form der kommunikativen Selbstbeziehung einer Person.“⁶ Die Reflexion von Differenzen zu anderen Identitäten ist hierbei das Mittel, die jeweilige Identität zu bestimmen. Auch diese Variante schließen wir aus, da sie für unser Thema peri-

1 Nakoinz 2005; Nakoinz 2013; Nakoinz 2014; der Beitrag wurde im Rahmen des Heisenbergstipendiums Na 687/1-1 erarbeitet.

2 Reckwitz 2008, 49–50.

3 Reckwitz 2008, 48.

4 Reckwitz 2008, 54.

5 Straub 2011.

6 Straub 2011, 283.

pher ist. Vielmehr soll der Begriff der kollektiven Identität verwendet werden. Diesen können wir uns als ‚imagined communities‘ im Sinne Andersons vorstellen.⁷ Jan Assmann stellt fest:

Unter einer kollektiven oder Wir-Identität verstehen wir das Bild, das eine Gruppe von sich aufbaut und mit dem sich deren Mitglieder identifizieren. Kollektive Identität ist eine Frage der Identifikation seitens der beteiligten Individuen. Es gibt sie nicht ‚an sich‘, sondern immer nur in dem Maße, wie sich bestimmte Individuen zu ihr bekennen. Sie ist so stark oder so schwach, wie sie im Denken und Handeln der Gruppenmitglieder lebendig ist und deren Denken und Handeln zu motivieren vermag.⁸

Hiermit haben wir eine gewisse Vorstellung gewonnen, was der Identitätsbegriff in unserem Kontext bedeuten soll. Einige Probleme der Anwendung dieses Begriffes auf archäologische Quellen werden aber auch deutlich. Zunächst ist klar, dass zur Rekonstruktion der Identität Aussagen zur Selbsteinschätzung der betreffenden Individuen notwendig sind, wobei der verwendete Code bekannt sein muss. In der Prähistorischen Archäologie ist das demnach *per se* nicht möglich, da die Archäologie ja gerade dadurch definiert ist, dass sie nicht über eine hinreichende Menge derartiger Aussagen verfügt. Eine Annäherung kann aber auf zwei Wegen erfolgen. Zunächst können plausible Annahmen bezüglich des verwendeten Codes, etwa von Bildquellen oder Grabsausstattungen gemacht werden, welche in einem hermeneutischen Prozess gemeinsam mit den empirischen Beobachtungen zu einer Identitätsvorstellung eines Individuums entwickelt werden. Der hermeneutische Zirkel darf hierbei aber nicht zum logischen Zirkel werden. Ein zweiter Weg, der in diesem Beitrag thematisiert wird, nutzt die Beziehung zwischen Identität und Kultur aus. Bevor wir hierzu kommen, müssen wir aber noch ein weiteres Problem festhalten: Kollektive Identitäten setzen sich aus multiplen subjektiven Selbsteinschätzungen zusammen. Das lässt sich auf Grundlage einer archäologischen Quellenbasis nur schwer the-

matisieren und eine objektivierende Herangehensweise brächte den Verlust des subjektiven Standpunktes und damit des Kerns des Identitätsbegriffs mit sich. Dieser Erkenntnisgrenzen müssen wir uns bewusst sein, wenn wir geographisch-archäologische Methoden und Konzepte der Identitätskonstruktion besprechen.

Lassen wir wieder Straub zu Worte kommen, um uns auf den richtigen Weg zur archäologischen Bearbeitung von kollektiven Identitäten zu bringen:

Die kollektiv geteilten Merkmale, die eine auf Ähnlichkeit gründende Gemeinsamkeit stiftet, sind empirisch feststellbar, wenn auch nicht objektiv reifizierbar. Sie beziehen sich nicht auf periphere, sondern auf relevante, oft auf zentrale Aspekte einer soziokulturellen Lebensform.⁹

Hiermit sind wir letztlich beim Kulturbegriff angelangt, denn nichts anderes verbirgt sich hinter den ‚kollektiv geteilten Merkmalen‘:

2.2 Kultur

Was aber ist Kultur? Der Kulturbegriff hat eine noch weitschweifendere Diskussion erlebt und umfasst mindestens so viele Facetten wie der Identitätsbegriff. Zahlreiche Definitionen und Charakterisierungen sind bekannt,¹⁰ aber ebenso die Meinung, dass ‚Kultur‘ ein unscharfer Begriff ist, der nicht definiert werden kann¹¹ – gerade im kulturwissenschaftlichen Kontext. Ist Herders¹² Ansatz, der Kultur Völkern, also ethnischen Einheiten bzw. Wir-Gruppen zuweist, zweckmäßig? Dieser würde eine direkte Anknüpfung an kollektive Identitäten ermöglichen. Oder ist Taylors Ansatz, der besagt:

Culture or Civilization, taken in its wide ethnographic sense, is that complex whole which includes knowledge, belief, art, morals, law, custom, and any other capabilities and habits acquired by man as a member of society [...]¹³

angemessen? Vielleicht ist aber auch der Ansatz von Kroeber und Parsons geeignet:

7 Anderson 1991.

8 Assmann 1992, 132.

9 Straub 2011, 299.

10 Kroeber und Kluckhohn 1952.

11 Nünning 2005, 125.

12 Herder 1990.

13 Tylor 1871, 1.

We suggest that it is useful to define the concept culture for most usages more narrowly than has been generally the case in the American anthropological tradition, restricting its reference to transmitted and created content and patterns of values, ideas, and other symbolic-meaningful systems as factors in the shaping of human behavior and the artifacts produced through behavior.¹⁴

Die Definitionen weisen Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede auf. Diese und zahlreiche weitere Definitionen decken oft nur einzelne Aspekte von Kultur ab. Sie lassen sich aber zunächst in unterschiedliche Klassen mit spezifischem Fokus zusammenfassen. In ihrer legendären Sammlung von Kulturdefinitionen haben Kroeber und Kluckhohn sieben Gruppen unterschieden.¹⁵ Sie führen deskriptive, historische, normative, psychologische, strukturelle, genetische und unvollständige Definitionen auf. Reckwitz hat eine Verteilung der Kulturdefinitionen vorgenommen und unterscheidet 1) totalitätsorientierte Kulturbegriffe, bei denen Kultur die ganze Lebensweise ihrer Träger repräsentiert, von 2) normativen Kulturbegriffen, die wertend sind und ein bestimmtes Kulturideal voraussetzen, 3) differenzierungstheoretische Kulturbegriffe, die ebenfalls wertend sind, aber nur einen Teil der Gesellschaft betreffen, und 4) bedeutungs- und wissensorientierte Kulturbegriffe, die Kultur als Netz von Bedeutungen auffassen.¹⁶ Während Herder und Tylor offensichtlich totalitätsorientierte Kulturbegriffe nutzen, ist der Kulturbegriff von Kroeber und Kluckhohn offensichtlich bedeutungs- und wissensorientiert.

Können wir in dieser Menge von Kulturkonzepten ebenfalls für unsere Fragestellung irrelevante Konzepte aussondern und relevante isolieren? Hier bietet sich vielleicht eher der umgekehrte Weg an, der darin besteht, das Gemeinsame zu finden und eine umfassende Kulturdefinition zu verwenden. Eine solche wurde von Hansen vorgeschlagen: „Kultur umfasst Standardisierungen, die in Kollektiven gelten.“¹⁷ Diese Definition ist hoch abstrakt, sehr knapp, beinhaltet aber alles Notwendige. Sie setzt Kulturinhalte mit Kulturträgern in Beziehung, ohne die Kulturinhalte zu spezifizieren. Standar-

disierungen sind Gemeinsamkeiten. Es handelt sich um Dinge, welche die Träger der Kultur in gleicher Weise tun, Wissen, das sie teilen und ähnliches. Für die Kulturträger sind bestimmte Standards des Verhaltens gültig. Diese Standards werden im ständigen Austausch der Kulturträger neu bestätigt, ausgehandelt und neu definiert (Abb. 1). Jede Nutzung eines Standards stärkt dessen kulturelle Wirkmächtigkeit und verleiht ihm mehr Gültigkeit. Aber nicht nur die direkte Interaktion zwischen den Kulturträgern prägt und validiert die Standards. Auch ihre Verdinglichung spielt eine wichtige Rolle. Wird ein Gegenstand, sagen wir ein Keramikgefäß, nach bestimmten Regeln hergestellt, so kommt hierbei ein Standard zum Einsatz. Das Produkt repräsentiert diesen Standard, stärkt ihn damit, kann ihn aber auch variieren. Regeln manifestieren sich in einem Gegenstand, der als Vorbild weiterer Gegenstände dient, indem er die Regeln bestätigt.

Diese Bedeutung materieller Kultur wurde in den letzten Jahrzehnten erkannt und in der Archäologie thematisiert.¹⁸ Hansen verbindet Standardisierungen mit Kollektiven. Kollektive sind Gruppen von Individuen, in denen die Standardisierungen gelten, also den Kulturträgern. Auch zu den Kollektiven wissen wir nicht mehr, als dass sie Gemeinsamkeiten besitzen. Hansens Definition hat wichtige Implikationen. Zunächst wird deutlich, dass es viele Kulturen gibt. Jedes Individuum gehört zahlreichen Kulturen an. Ein einfaches Beispiel mag das illustrieren. Als Standardisierung dient uns das Wissen, dass wir beim Lesen eines bestimmten Buches erworben haben und nun mit anderen LeserInnen teilen. Wir gehören offensichtlich einer Kultur im Sinne von Hansens Definition an. Das nächste Buch im Regal haben andere Menschen gelesen, wenngleich es eine Überschneidung geben wird. Einige mögen es oberflächlich, andere sehr gründlich gelesen haben und somit eine unterschiedliche Menge an Wissen erschlossen haben. Alle LeserInnen werden eine allgemeine Vorstellung über den Inhalt des Buches besitzen. Je mehr Details hinzukommen, um so weniger Mitglieder hat die Gemeinschaft derer, die dieses Wissen teilen. Um die Beziehungen zwischen den Kulturen darzustellen, kann man dem Prinzip der Vererbung – im datentechnischen Sinne – folgen. Die Kultur aller LeserInnen vererbt ihr gemeinsames Wissen,

14 Kroeber und Parsons 1958.

15 Kroeber und Kluckhohn 1952.

16 Reckwitz 2000.

17 Hansen 2003, 39.

18 Woodward 2007.

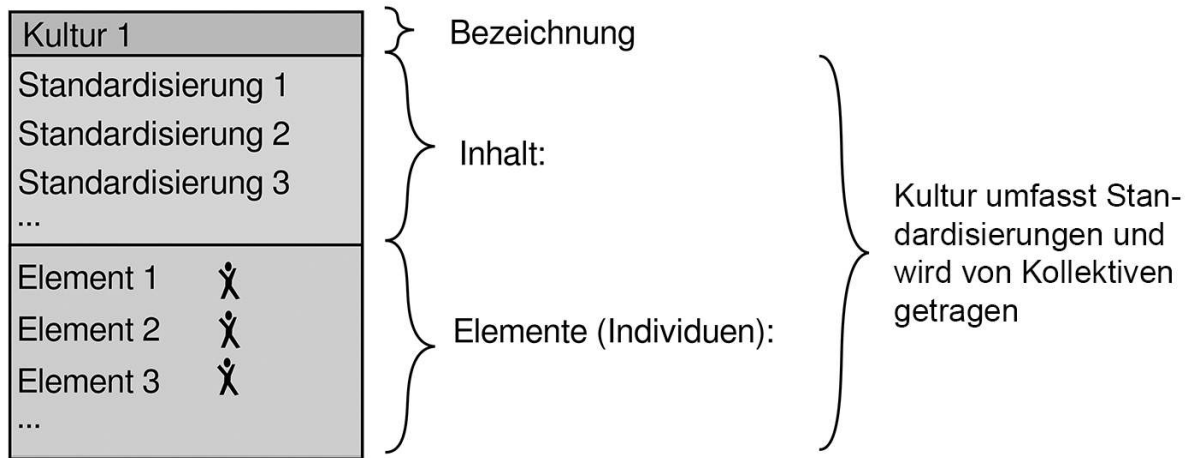


Abb. 1 Visualisierung der Definition von Kultur.

ihre Standardisierungen, an eine weitere Kultur, die alle Standardisierungen der vererbenden Kultur, aber zudem mindestens eine weitere Standardisierung besitzt. Auf diese Weise lässt sich eine Hierarchie, oder allgemeiner gültig eine Polyhierarchie aufbauen. Mit wachsender Standardisierungsmenge wird die Anzahl der Kollektivmitglieder kleiner. Derartige Strukturen können sowohl ausgehend von den Standardisierungen, als auch von den Kollektiven konstruiert werden.

Nun sollte deutlich geworden sein, was ‚viele Kulturen‘ bedeutet und in welchem Verhältnis Kulturen zueinander stehen. Offensichtlich ist auch, dass Kulturen sehr unterschiedliche Bedeutung haben können und wir uns der meisten Kulturen, denen wir angehören, gar nicht bewusst sind. Unbedeutend im Vergleich zu anderen Kulturen sind offensichtlich jene, die nur marginale Standardisierungen hinzufügen. Das Detail eines Buches, das eine Gruppe von LeserInnen verinnerlicht hat, eine andere aber nicht, konstituiert eine eigene Kultur, aber – wir nehmen an, dass das Detail keine herausragende Bedeutung hat – ganz gewiss keine wichtige Kultur im Vergleich zur Kultur, der dieses Detail fehlt. Eine der Kulturen kann die Leserschaftskultur hinreichend repräsentieren. Auch gewissermaßen private Kulturen, etwa die des Autors beziehungsweise der Autorin und seiner Lektorin beziehungsweise seines Lektors, bilden wahrscheinlich eine eher unbedeutende Kultur im Vergleich zur Kultur der Leserschaft. In der Welt scheinen überall Kulturen aufzutreten und sie scheinen vielfach beliebige

Inhalte zu haben. Kann der Kulturbegriff aber so überhaupt noch nützlich sein?

Die unübersehbare Masse der Kulturen besitzt durchaus eine Struktur und es gilt die Kulturen herauszufinden, die diese Struktur am besten repräsentieren. Die traditionellen archäologischen Kulturen sind hier ein Extremfall und zu Recht vielfach kritisiert worden.¹⁹ Sofern sie der obigen Definition entsprechen, stellen sie dennoch einen bestimmten Aspekt dar. Bei der Untersuchung von Kulturen müssen die repräsentativen Kulturen so ausgewählt werden, dass sie für die bearbeitete Fragestellung zweckmäßig sind. Gemäß dem Titel dieses Beitrages beschränken wir uns auf im geographischen Raum abgrenzbare, archäologisch nachweisbare Kulturen, ohne damit die große Anzahl weiterer Kulturen zu negieren. Regionalkulturen in diesem Sinne bilden den Kern des traditionellen archäologischen und ethnologischen Kulturdiskurses. Auch in der heutigen globalisierten Welt sind zahlreiche regionale und lokale Kulturen zu beobachten. Ein Problem ist die Homogenitätsannahme für die Regionalkulturen. Diese kann nicht bedeuten, dass alle Mitglieder einer Regionalkultur über genau den gleichen Bestand an Standardisierungen verfügen. Erinnerung wir uns an die Polyhierarchie von Kulturen, so löst sich aber dieses Problem auf. Die Regionalkultur ist eine Kultur, die stellvertretend für eine große Menge ähnlicher Kulturen steht oder gar eine vereinfachende Mischung dieser Kulturen ist. Hiermit wird auch deutlich, dass der Kulturbegriff keineswegs zu vereinfachen

¹⁹ Siehe weiteres in Nakoinz 2013.

chend ist. Zumindest wenn wir der Definition Hansens folgen, ist das Problem vielmehr, das komplexe Konglomerat unterschiedlicher Kulturen angemessen zu beschreiben und zu analysieren. Die vorliegende wie auch alle anderen Studien loten das Potential des Kulturbegriffs nicht einmal annähernd aus.

Der vorliegende Beitrag – das soll an dieser Stelle deutlich herausgestellt werden – beschäftigt sich ausschließlich mit räumlichen Aspekten, wodurch wir in die Lage versetzt werden, uns auf formale Kulturanalysen, also auf Analysen, die weder Kulturinhalte noch Details zu den Kulturträgern berücksichtigen, zu beschränken. Lediglich einzelne Merkmale werden als Stellvertreter für Standardisierungen verwendet, wie später dargelegt wird. Der Fokus liegt auf formalen Strukturen, ohne dabei aber Individualität oder die Bedeutung der Kulturinhalte oder nicht räumlicher Kulturen zu negieren. Ebenso wird hier lediglich die Definition Hansens aufgegriffen, ohne die zahlreichen weiteren Aspekte seines Konzeptes auszuloten. Dies bleibt anderen Arbeiten vorbehalten.

2.3 Interaktion

Interaktion ist ein Schlüsselbegriff für Identität und Kultur. Interaktion ist zugleich Basis wie Projektionsebene der Selbstreflexion. Die Konstituierung von Identitäten auf der Basis reflektierter Differenzen zu anderen Identitäten setzt Interaktion mit diesen voraus. Interaktion ermöglicht die Kenntnis des Anderen und damit die Identifikation der identitätsstiftenden Differenzen. Zugleich ist es die Interaktionsabsicht, welche die „imaginierte Gemeinschaft“ (Anderson) einer kollektiven Identität begründet. Interaktion schafft die Kultur konstituierende Gemeinsamkeit. Sie vermittelt und stabilisiert Standardisierungen. Wir können also Interaktion als Kern sowohl des Identitäts- wie auch des Kulturkonzeptes ausmachen. Identität und Kultur stehen aber in unterschiedlichem Verhältnis zur Interaktion. Während kollektive Identität intendierte Interaktion ist, ist Kultur die Wirkung von Interaktion (Abb. 2). Zugleich sind beide Phänomene mit unterschiedlichen Wirkungsweisen von Interaktion verbunden. Im Fall der Identität ist die Interaktion Voraussetzung für die Abgrenzung von Kollektiven, die sich auch in spezifischen kulturellen Unterschie-

den niederschlagen kann, allerdings eine gemeinsame Kultur der Grenzziehung voraussetzt. Die Grenze kann nur erfolgreich kommuniziert werden, wenn das Wissen um die diagnostischen Merkmale beider Gruppen von beiden Gruppen geteilt wird. Die bilaterale Abgrenzung kollektiver Identitäten ist also nur auf der Basis einer gemeinsamen Kultur möglich. Im Fall der Kultur bewirkt Interaktion eine Angleichung, welche Gemeinsamkeiten schafft. Dieses Angleichungsphänomen wird in der Sprachpsychologie seit einiger Zeit unter dem Stichwort ‚Angleichung in Dialogen‘ untersucht.²⁰ Es wurde beobachtet, dass Interaktion zur Angleichung führt, die ihrerseits Grundlage für eine erfolgreiche Kommunikation ist.

Aus der Tatsache, dass Interaktion grundsätzlich zu Angleichung führt, folgt, dass kulturelle Ähnlichkeit – in gewissen Rahmen und bei hinreichend spezifischen Merkmalen – als Interaktionsproxy verwendet werden kann. Diesen Zusammenhang werden wir im Weiteren nutzen. Aber wirken die Interaktionen, die der Gründung von Identitäten vorausgehen, nicht als Störfaktor dieses Zusammenhangs? Ja und nein. Auf Ebene der Theorie liegt sicher kein oder allenfalls ein geringer Störfaktor vor. Auf praktischer Ebene der Untersuchung allerdings sehr wohl, da die formale Analyse blind für den inhaltlichen Zusammenhang von Standardisierungen ist.

Verwenden zwei Identitäten Marker zur Kommunikation der Abgrenzung, so beruhen diese auf dem gemeinsamen Wissen um die Bedeutung der Marker, also auf einer gemeinsamen Kultur. Da aber die Marker der einen Gruppe nur im Bereich dieser Gruppe vorkommen und die Marker der anderen Gruppe nur dort, so spiegeln sie unterschiedliche Standardisierungen vor, die allerdings, dem Blutkörpermodell Siegmunds entsprechend,²¹ im Grenzbereich akkumuliert sein können. Gleichzeitig aber wirken die Grenzbereiche zwischen den beiden kollektiven Identitäten als Interaktionsbarriere, die zwei Kommunikationsräume voneinander trennt. Nur innerhalb dieser Räume findet verstärkt eine Angleichung statt, die eine reale Trennung von Standardisierungen und damit Ausbildung unterschiedlicher Kulturen bewirkt.

Eine formale räumliche Kulturanalyse resultiert in Interaktionsräumen, die aufgrund der Wechselwirkung

20 Garrod und Pickering 2009; Pickering und Garrod 2006.

21 Siegmund 2009.

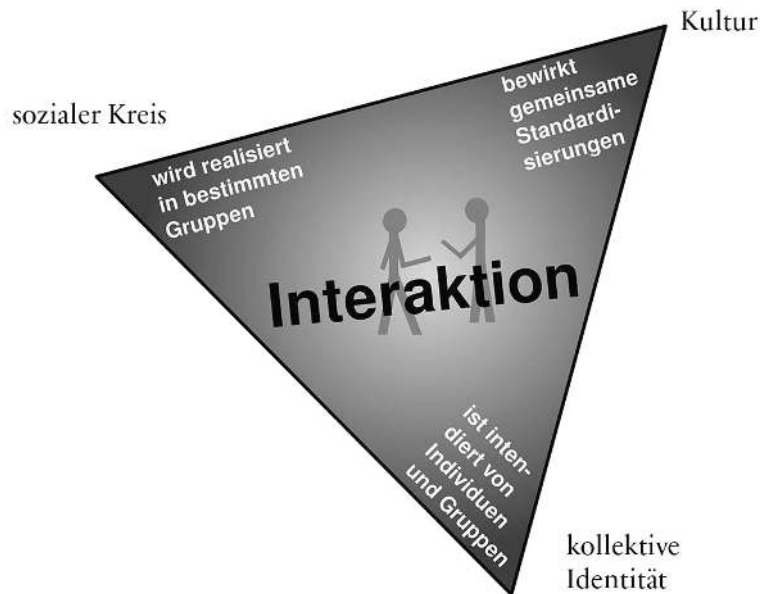


Abb. 2 Schema des Zusammenhangs von Interaktion, Identität, Kultur und sozialen Kreisen.

von Kultur und Identität mit Räumen, die mit kollektiven Identitäten assoziiert sind, korrespondieren können. Einen eindeutigen Zusammenhang gibt es allerdings nicht. Erst eine inhaltliche Analyse der kulturellen Merkmale kann, unter günstigen Bedingungen, Erkenntnisse hierzu liefern. Um das komplizierte Verhältnis zwischen Identität und Kultur zu verstehen, müssen wir die Charakterisierung beider Konzepte im Blick behalten. Einerseits liegt eine durch Interaktion induzierte Wechselwirkung vor, andererseits aber sind es gänzlich unterschiedliche Konzepte. Identität ist den Individuen definitionsgemäß bewusst, da sie auf Selbstreflexion beruht und eine subjektive Einschätzung zum Kern hat. Kultur hingegen ist eine objektivierende Beschreibung, die den TrägerInnen der einzelnen Kulturen vielfach, ja tatsächlich zum größten Teil, nicht bewusst ist. Nur ein kleiner Teil der Kulturen kann demnach mit Identitäten korrespondieren. Lediglich ein Überschneidungsbereich ist zu erwarten, aber gerade dieser Überschneidungsbereich ist für die archäologische Forschung besonders relevant, da er einen methodischen Zugang zu dieser Thematik ermöglicht, deren Quellenlage äußerst problematisch ist.²²

3 Quantitative Methoden zur Analyse von Kultur

3.1 Standardisierungen und Typenspektren

Die theoretischen Überlegungen der Einleitung machen deutlich, dass wir Interaktionsräume als kulturelle Räume rekonstruieren und dass diese unter bestimmten Bedingungen den Räumen entsprechen können, die kollektiven Identitäten zugeordnet werden. Die Interaktionsräume lassen sich auf einer starken empirischen Basis rekonstruieren, während die Identitätsräume aufgrund der Hypothese einer Korrespondenz konstruiert werden. Wir verwenden dazu einen Kulturbegriff, der sich vom traditionellen archäologischen Kulturbegriff aufgrund seiner radikalen Verallgemeinerung erheblich unterscheidet, wenngleich er auch diesen als sehr spezielle Sonderform abdeckt. Der so definierte Kulturbegriff impliziert eine Methodik, die sich ebenfalls deutlich vom traditionellen Vorgehen unterscheidet.

Unser Ausgangspunkt sind Standardisierungen, die wir anhand unserer Quellen indizieren müssen. Folgen wir der Klassifikation von ‚Standardisierungen‘ beziehungsweise Kulturkomponenten Bidneys,²³ die von Huxley populär gemacht wurde,²⁴ so können wir *Arte-*

22 Ohne näher darauf einzugehen sei angemerkt, dass wir die sozialen Kreise Simmels (Simmel 1890) als realisierte Interaktion in dieses Modell mit einbeziehen können.

23 Bidney 1953/1967, 130.

24 Huxley 1955.

fakte, *Mentefakte* und *Soziefakte* unterscheiden.²⁵ In den archäologischen Quellen sind uns aber lediglich Artefakte zugänglich. Mentefakte und Soziefakte können in gewissen Grenzen aus den Artefakten inhaltlich erschlossen werden. Im Rahmen unserer formalen Analyse wären das jedoch keine unabhängigen Informationen, so dass wir uns auf die Artefakte als Stellvertreter von Standardisierungen beschränken können. Jeder Artefakttyp, und das beinhaltet Funde ebenso wie Befunde, repräsentiert mindestens eine Standardisierung. Hierbei ist es wichtig, eine Klassifikationshierarchie zu verwenden, um Standardisierungen unterschiedlicher Reichweite zu erfassen. Eine Fibel zeigt eine Kultur der Fibelnutzung an, während ein lokal verbreiteter Fibeltyp eine Lokalkultur anzeigt. Würden wir nur eine der beiden Informationen nutzen, so verzichteten wir auf wesentliche Informationen, denn die Lokalkultur baut auf der überregionalen Kultur auf und fügt weitere Standardisierungen hinzu. Wir benötigen also möglichst viele Fundtypen, um die Stichprobe der Standardisierungen, die wir nutzen, zu maximieren. Das schließt die Verwendung von kulturellen Leitformen aus, deren Signifikanz in diesem Stadium der Untersuchung ohnehin nur hypothetisch ist. Der Begriff ‚kultureller Marker‘ wird im Gegensatz zum Begriff ‚Identitätsmarker‘ vermieden, da ‚Marker‘ eine Intention andeutet, die im Fall von Kulturen entsprechend obiger Definition nicht gegeben sein muss.

Aber nicht allein das Vorkommen eines Typs kann als Hinweis auf eine Standardisierung verstanden werden. Auch die relative Menge ist hier relevant. Zwei Kulturen, in denen die gleichen Typen genutzt werden, aber diese zu unterschiedlichen Anteilen – sagen wir 25 % und 75 % Hoch- und Breitformen der Keramik – nutzen, sind deutlich unterschieden und besitzen offensichtlich unterschiedliche Standardisierungen zur Verwendung oder Gestaltung von Keramik. Kulturen können wir also anhand einer Zusammenstellung der relativen Anteile möglichst vieler Typen am Gesamtmaterial charakterisieren. Diese Zusammenstellung bezeichnen wir als Typenspektren, analog zur quantitativen Erfassung von Wellenlängen in Lichtspektren der Physik, und verwenden sie gewissermaßen als kulturelle Finger-

abdrücke zur Identifizierung – im umgangssprachlich-mathematischen Sinne – von Kulturen.

Wofür aber sollen die Typenspektren ermittelt werden? Für einzelne Gräber, für Fundstellen oder für Regionen? Gräber würden die Quellengrundlage einschränken und weitgehend beschränkte Typenspektren bedeuten. Insbesondere aber würden sie deutlich Kulturen zeigen, die spezifisch für einzelne soziale Gruppen sind. Das ist nicht das Ziel dieses Beitrages. Vielmehr soll es um regionalspezifische Kulturen gehen. Auch Fundstellen, die sehr unterschiedliche Größe haben können, sind hinsichtlich der Quellenlage problematisch. Eine Fundstelle mit zwei Siedlungsgruben lässt sich kaum einem großen Gräberfeld gegenüberstellen. Kleine Regionen sind demnach die zweckmäßigste Lösung. Deren Größe sollte allerdings der Quellenlage, also der Funddichte, angepasst sein. Auch unscharfe Grenzen wären vorteilhaft, da diese weniger Rechenartefakte in den Ergebnissen produzieren als Einheiten mit scharfen Grenzen. Die geeignete Lösung ist es, zunächst ein Dichtefeld für die einzelnen Typen zu berechnen und dann an regelmäßigen und von den Funden unabhängigen Punkten diese Dichtefelder zu beproben. Die Dichtewerte sollten nun noch für die einzelnen Punkte normalisiert werden, um einen Einfluss unterschiedlicher regionaler Fundzahlen, die stark vom Forschungsstand abhängen, auf das Ergebnis auszuschließen. Damit können Typenspektren mit dem relativen Anteil des Vorkommens der einzelnen Typen ermittelt werden. Diese Typenspektren sind charakteristisch für die lokale Kultur und mitteln gewissermaßen die spezifischen Kulturen der einzelnen sozialen Gruppen. Die durchgeführte Aufbereitung der Daten fokussiert die Analyse auf räumliche Kulturen.

Im Zuge der Datenaufbereitung sollten auch mehrere Typengruppen definiert werden, die unterschiedliche Gruppen von Typen enthalten und separat analysiert werden. Neben einer umfassenden Analyse, die alle Typen enthält, sollten Zeitscheiben, Materialgruppen und soziale Segmente getrennt werden. Hierdurch wird es möglich, Strukturen zu erkennen, die spezifisch für einzelne dieser Kategorien sind, aber durch Überlagerung stark an Kontur verlieren und deshalb möglicherweise nicht erkannt würden.

25 Artefakt = Element der materiellen Kultur, Soziefakt = Element der Gesellschaftsstruktur, Mentefakt = Element der geistigen Kultur.

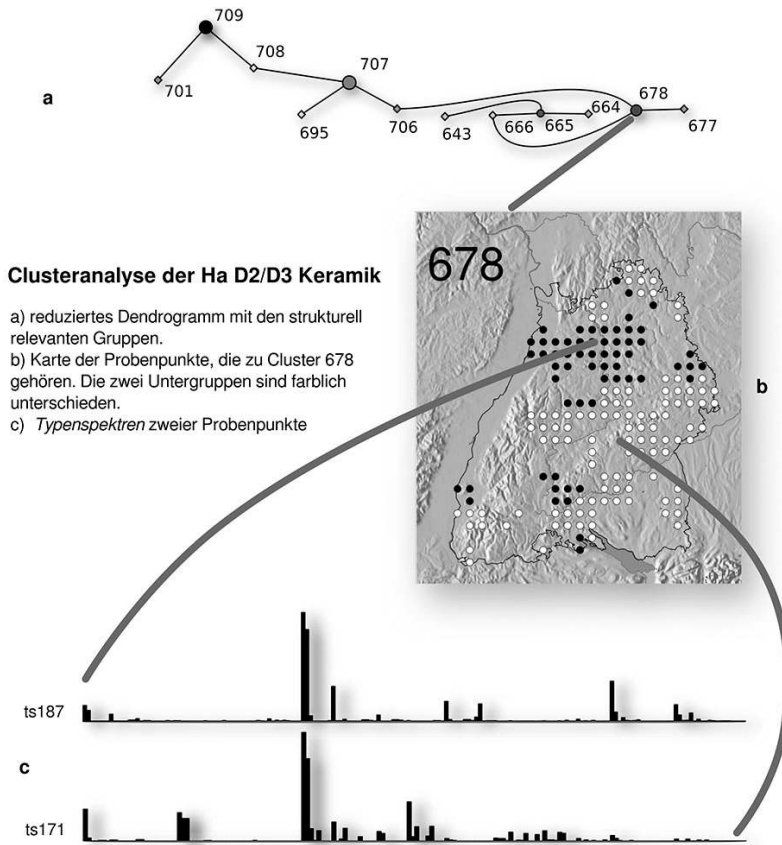


Abb. 3 Clusteranalyse der Ha D2/D3- Keramik als Beispiel zur Veranschaulichung der Methodik.

3.2 Kulturelle Metrik und Kulturgruppen

Um die Probenpunkte und damit das sie umgebende Gebiet anhand der Ähnlichkeit der Typenspektren zu Kulturräumen zusammenfassen zu können, müssen wir einerseits die Ähnlichkeit der Typenspektren definieren und andererseits eine Gruppierung mit einem Algorithmus durchführen, der mit den theoretischen Grundlagen korrespondiert. Ähnlichkeiten als inverse Distanzen werden anhand einer Metrik, in unserem Fall einer kulturellen Metrik, definiert. Hierzu nutzt man eine Norm, die als Abstandsfunktion für einen mathematischen Raum definiert wird. Da unsere Daten im Rahmen der Datenaufbereitung bereits an den euklidischen Raum angepasst wurden, bietet sich die euklidische Distanz an. Wird die euklidische Norm im Raum der Typenspektren verwendet, so spannt sie damit sozusagen eine kulturelle Metrik auf. Wir nutzen also die euklidische Norm, die für zwei Dimensionen mit dem Satz von Pythagoras berechnet wird, um die Unähnlichkeit der

Typenspektren der einzelnen Probenpunkte zu messen.

Die Gruppierung gleicher Typenspektren erfolgt mit Hilfe einer Clusteranalyse.²⁶ Der Begriff Clusteranalyse steht für alle objektgruppierenden Verfahren und deckt zahlreiche Methoden ab. Aus unseren theoretischen Vorüberlegungen leiten wir die erforderlichen Eigenschaften dieses Verfahrens ab. Es muss möglich sein, kulturelle Hierarchien zu ermitteln, da wir diese gemäß unserer Kulturdefinition annehmen. Zudem soll jede Gruppe eine spezifische Menge von Standardisierungen besitzen, die durch die Typenspektren der zusammengefassten Einheiten variiert, aber nicht repräsentiert werden. Die Definition der Ähnlichkeiten haben wir bereits thematisiert. Damit ergibt sich eine Hierarchische Clusteranalyse unter Verwendung der euklidischen Distanz und der Zentroidmethode als geeignete Methode.²⁷ Hierbei werden zunächst die zwei Typenspektren zu einer Gruppe zusammengefasst, die sich am ähnlichsten sind, und diese Gruppe mit einem Typenspektrum, das den Mittelwert der ursprünglichen Typenspektren

26 Everitt u. a. 2011.

27 Nakoinz 2013, 181–185.

darstellt, den anderen Typenspektren zur Seite gestellt. Das neue Typenspektrum entspricht der Standardisierungsmenge der umfassenden Kultur. Es folgt die nächste Gruppierung der nun ähnlichsten Typenspektren. Dieser Prozess wird fortgesetzt, bis nur noch ein Typenspektrum übrig bleibt, das gewissermaßen dem Mittelwert aller einzelnen Typenspektren entspricht, also die umfassendste Kultur repräsentiert (Abb. 3).

3.3 Aufbereitung der Ergebnisse, Validierung und Interpretation

Die beschriebene Analyse führt für jede der analysierten Typengruppen zu zahlreichen Gruppen. Diese Gruppen beruhen auf Strukturen, die tatsächlich in den Daten vorhanden sind. Es stellt sich jedoch die Frage, ob diese Strukturen zufällig sind, und wenn sie dies nicht sind, ob sie die prähistorische Realität angemessen wiedergeben. So wäre es denkbar, dass zwar Strukturen erkennbar sind, diese aber auf der Methode der Datenerfassung und nicht auf prähistorischen Sachverhalten beruhen. Um diese Fragen zu klären werden Validierungsmethoden eingesetzt.²⁸ Zunächst ist die Verteilung der Datenpunkte der einzelnen Gruppen im Datenraum zu berücksichtigen. Wenn die Datenpunkte einer Gruppe eng beisammen liegen (Kompaktheit) und von den Punkten der anderen Gruppen klar getrennt sind (Separiertheit), dann können wir davon ausgehen, dass die abgebildeten Strukturen nicht auf einem Rauschen beruhen. Dies ist ein Verfahren der internen Validierung. Zur externen Validierung werden Daten herangezogen, die nicht in die Clusteranalyse eingeflossen sind, aber einen Bezug zu den Gruppen besitzen. Die geographischen Koordinaten sind für unsere Zwecke gut geeignet. Liegen die Probenpunkte einer Gruppe im geographischen Raum eng zusammen und sind nicht weit über das ganze Arbeitsgebiet gestreut, so können wir annehmen, dass die betreffenden Strukturen nicht auf zufälligen Daten beruhen oder durch nicht-räumliche Prozesse hervorgerufen wurden. Allerdings können wir nicht ausschließen, dass verstreute Gruppen valide Kulturen darstellen. Auch nicht-räumliche Kulturen können im Ergebnis in Erscheinung treten. Da unser Fokus aber auf räumlichen Kulturen liegt, so ist es durchaus kor-

rekt, diese aus den validen Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung auszuschließen. Eine Elitekultur, die wir nur in den Machtzentren, dort aber überregional antreffen, gehört dazu. Aber diese können wir mit einfacheren Mitteln erschließen.

Die Gruppen, die den Validierungsprozess erfolgreich passiert haben, können strukturell wichtige und unwichtige Kulturen enthalten. Wir haben diese Möglichkeit oben beschrieben. Unwichtige Kulturen, die nur marginale Standardisierungen einbringen, sollen ebenfalls ausgeschlossen werden. Hierzu wird der RAND-Index verwendet.²⁹ Dieser gibt für alle Gruppen das Verhältnis der Elemente beider Untergruppen zueinander an. Liegt dieser Wert bei 1, so ist das Verhältnis ausgewogen und eine strukturell wichtige Gruppe liegt vor. Werden aber nur einzelne Elemente an eine existierende große Gruppe angehängt, so ist die Gruppe strukturell eher unwichtig, da sie die bereits existierende Gruppe nur etwas variiert.

Auch jetzt kann noch eine unüberschaubare Menge an Gruppen vorliegen, die in einer partitionierenden Clusteranalyse, die eine optimale Gruppierung in eine bestimmte Anzahl von Gruppen vornimmt weiterverbreitet werden kann, in die die Ergebnisse der primären Clusteranalysen als Daten einfließen. Die primären Gruppen werden nun nach der Ähnlichkeit der Probenpunkte gruppiert. Für die sekundären Gruppen kann der Zugehörigkeitsgrad für die einzelnen Probenpunkte angegeben werden, indem man die Anzahl ihrer primären Cluster berücksichtigt, die für diesen Probenpunkt belegt sind. Hierdurch können unscharfe Grenzen entstehen, die prähistorischer Realität besser entsprechen dürften als scharfe Grenzen. Treten dennoch scharfe Grenzen auf, so sind diese damit empirisch belegt. Die sekundären Gruppen stellen latente Strukturen dar, die in den primären Gruppen enthalten sind. In einer einzelnen Gesamtanalyse müssen diese nicht zwingend zutage treten, oder ihre Bedeutung bleibt unerkannt, da sie von der Überlagerung invalider Gruppen verdeckt werden können. Die sekundäre Analyse ist somit ein essentieller Bestandteil der Methode.

Wie aber können die einzelnen Gruppen charakterisiert werden? Oft wird nach Leitformen gefragt. Wenn man Leitformen angeben kann, dann ist das ein Son-

²⁸ Halkidi, Batistakis und Vazirgiannis 2001.

²⁹ Hartigan und Mohanty 1992.

derfall, da die Gruppen durch spezifische Typenspektren mit der relativen Menge der einzelnen Typen charakterisiert werden. Zwar ist es möglich, dass eine kulturelle Leitform nur in dem Typenspektrum einer Gruppe und in den ihr übergeordneten Gruppen vorkommt. Meistens sind es aber eher die Unterschiede in den Mengen, welche die Gruppen gegeneinander abgrenzen. Leitformen sind daher eine grobe Vereinfachung, deren Existenz nicht vorausgesetzt werden kann, sondern erst empirisch nachgewiesen werden muss.

4 Fallstudien

Im Mittelpunkt dieses Beitrags stehen zwar theoretische und methodische Überlegungen, aber zwei eigene Fallstudien sollen dazu beitragen, die Anwendbarkeit des dargestellten Ansatzes zu zeigen.

Meine Fallstudie zur Hunsrück-Eifel-Kultur sollte klären, ob die ältere Hunsrück-Eifel-Kultur eine eigenständige Kulturgruppe ist oder eher eine Diffusionszone.³⁰ Dafür wurde eine frühe Version der beschriebenen Methodik entwickelt. In einigen methodischen Details, wie etwa der Verwendung scharfer Grenzen der mit den Typenspektren assoziierten Gebiete anstatt unscharfer Grenzen, unterscheidet sich diese Fallstudie vom oben dargestellten Vorgehen. Eine Anwendung des neuen Algorithmus auf die alten Daten bestätigte allerdings mein damaliges Ergebnis. Diese Arbeit war nicht auf der klaren Kulturdefinition Hansens aufgebaut, sondern auf einer eigenen, die eher diffus ist, aber letztlich den gleichen Inhalt hat. Bei der Auswertung der etwa 12 800 Funde von 774 Fundstellen habe ich drei Typengruppen, also Zusammenstellungen von Fund- und ggf. Befundtypen verglichen (Abb. 4). Die Typengruppen betreffen unter anderem Materialgruppen (Keramikgefäße, Bronzeschmuck etc.) und soziale Gruppen.

Das Ergebnis ist, dass die Gruppen der einzelnen Materialgruppen sich bezüglich der äußeren Grenzen der Hunsrück-Eifel-Kultur weitgehend entsprechen, während die Binnengliederung sich unterscheidet (Abb. 5).

Eine Weiterentwicklung der Methodik wie auch der theoretischen Grundlagen wurde im Projekt *Siedlungshierarchien und kulturelle Räume*³¹ im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms 1171 vorgenommen.³² Das Projekt zielte auf das Verhältnis der ältereisenzeitlichen Fürstensitze³³ zu regionalen Kulturgruppen ab. 80 000 Funde von 12 000 Fundstellen in Baden-Württemberg wurden in die Analyse einbezogen und erlaubten 225 Einzelanalysen mit 21 definierten Typengruppen. Die Typengruppen können in mehrere unterschiedliche Zeitscheiben eingeordnet werden. Das Vorgehen dieser Studie entspricht dem oben vorgestellten Konzept. Die räumliche Verteilung der einzelnen Kulturgruppen erwies sich als äußerst heterogen und zeigt nicht die weitgehende Deckungsgleichheit der Außengrenzen der Hunsrück-Eifel-Kultur. Die sekundäre Analyse ergab hingegen latente Gruppen, die sich in allen Zeiten und Typengruppen wiederfinden, die aber nicht das Bild beherrschen. Die sogenannten Fürstensitze sind an den Grenzen der Gruppen lokalisiert, woraus auf ihre Gatewayfunktion und einen hohen Grad an Netzwerkzentralität geschlossen wird.

Die beiden Fallstudien sind gerade durch die unterschiedlichen Ergebnisse sehr aufschlussreich. Die klaren Außengrenzen der Hunsrück-Eifel-Kultur, insbesondere im dicht besiedelten Süden ihrer Verbreitung, deuten an, dass hier eine Kultur existiert hat, die allen ihren Mitgliedern gemein und vermutlich bewusst war. Hier kann man durchaus annehmen, dass diese Kultur mit einer kollektiven Identität korrespondiert hat. Innerhalb Baden-Württembergs konnte derartiges nicht nachvollzogen werden. Grenzen einer gemeinsamen räumlichen Kultur sind hier nur als latente Gruppen zu erkennen, die vielfach durch andere Gruppen überlagert sind. Eine räumliche kollektive Identität lässt sich hier nicht vom Umfeld abgrenzen (Abb. 6). Diese mag es gegeben haben, aber sie war nicht dominant, während räumlich heterogene Identitäten vermutlich das Bild geprägt haben. Viele der räumlich abgrenzbaren Kulturgruppen dürften den Menschen kaum bewusst und das Ergebnis vielfältiger, nicht extensiv geregelter Interaktionsbeziehungen gewesen sein. So ergeben sich für uns die ersten

30 Nakoinz 2005. Die Hunsrück-Eifel-Kultur ist vom 7. bis 2. Jh. v. Chr. die archäologische Kulturgruppe, die in Hunsrück, Eifel, Taunus und Westerwald angetroffen wird. Charakteristisch sind bestimmte Typen von Keramikgefäßen und Metallfunden.

31 Nakoinz 2013.

32 Krause 2004.

33 Als Fürstensitze werden herausragende Siedlungen des 6. bis 4. Jhs. v. Chr. bezeichnet, die vor allem in Ostfrankreich und in Südwestdeutschland vorkommen. Die Ergebnisse eines umfangreichen Forschungsprogramms wurden in ALMBW 2012 vorgelegt.

Konturen eines sehr facettenreichen Bildes des damaligen Lebens, das von zahlreichen, unterschiedlichen und mäßig reglementierten Kontakten geprägt war. Der Gegensatz von Kulturen, die wir als Ergebnis formaler Analysen erhalten, und kollektiven Identitäten, die mit Hilfe zusätzlicher Annahmen gewonnen werden, ermöglicht es, einen Teil dieser Facetten zu identifizieren und bietet damit die Grundlage für weitere Detailstudien.

5 Komplementäre Ansätze

Das in diesem Beitrag beschriebene Konzept hat ein sehr spezifisches Ziel. Es wird versucht, die Interaktionsstrukturen zu rekonstruieren und bedient sich hierbei rein formaler Analysen, die wir auch als Strukturanalysen bezeichnen können, ohne hierbei die gesamte Philosophie des Strukturalismus zu implizieren. Vielmehr wird eine Strukturanalyse im naturwissenschaftlichen Sinne eingesetzt, um die formalen Beziehungen zwischen bestimmten Elementen zu klären. Naturgemäß beleuchtet dieses Vorgehen nur eine Facette und liefert keinesfalls ein vollständiges Bild der Vergangenheit. Es gibt jedoch andere Ansätze mit abweichenden theoretischen und methodischen Grundlagen, die den Fokus auf einen anderen Aspekt legen. Diese Ansätze dürfen nicht als konkurrierend verstanden werden, sondern sind komplementär.

Die Fragestellung und theoretische Grundlagen aller einschlägigen Konzepte fokussieren auf einen spezifischen Gesichtspunkt. Oft ist dieser nicht sehr präzise formuliert und die Bearbeiter selbst haben mitunter eine unklare Vorstellung von ihm. Eine bequeme und weit verbreitete Lösung ist eine sehr verallgemeinernde Formulierung, die aber alle Details offen lässt. Dies suggeriert, dass die entsprechenden Konzepte universell anwendbar sind und Antworten auf viele unterschiedliche Fragen liefern. Das ist sicher falsch. Der Gesichtspunkt einer Untersuchung sollte so klar wie möglich herausgearbeitet werden. Nur dadurch können Fehlinterpretationen und andere Probleme vermieden werden, insbesondere da Fragestellung und theoretische Grundlagen die richtige Methode bestimmen. Aber Methoden sind nicht beliebig. Ein methodisches ‚anything goes‘ gibt es nicht.³⁴ Eine bestimmte Methode kann nur Antworten

auf eine bestimmte Frage liefern; andere Methoden liefern Antworten auf andere Fragen, auch wenn diese sehr ähnlich sein können. Zur Lösung eines exakt formulierten Problems gibt es grundsätzlich nur eine richtige Methode. Oft aber wird das Problem nicht hinreichend klar formuliert sein, so dass aufgrund dieser Unschärfe mehrere eng verwandte Methoden in Frage kommen können, die aber innerhalb des Unschärfenbereiches unterschiedliche Aspekte betreffen. Auch hier ist offensichtlich wieder das Problem, präzise die Frage zu einem bestimmten Konzept zu formulieren.

Dem Einsatz unterschiedlicher Methoden zur Beleuchtung unterschiedlicher Aspekte eines Problems steht nichts entgegen. Hier gilt ‚anything goes‘, solange Fragestellung, Theorie und Methode jeweils aufeinander abgestimmt sind. Unterschiedliche Ansätze ergänzen sich hierbei gegenseitig. Diese Philosophie möchte ich als ‚Integratives Paradigma‘ bezeichnen. Betrachtet man Methodenstreitigkeiten unter diesem Gesichtspunkt, so erweisen sich diese oft als inhaltslos, da die Vertreter der jeweiligen Methoden unterschiedliche Theorien und Fragestellungen voraussetzen, ohne diese jedoch klar zu formulieren. Im Prinzip handelt es sich oft eher um den Streit, welches Problem gelöst werden soll. Aber sind sich die Diskutanten darüber immer im Klaren?

Nach dieser Polemik möchte ich nun kurz zwei komplementäre Ansätze zur Sprache bringen.³⁵ Tremblay Cormier verwendet in ihrer Studie zur sozialen Dynamik und zum Austausch zwischen Rhone und Rhein vom 10. bis 5. Jh. v. Chr. Metallfunde und nutzt neben typologischen Informationen auch technologische Merkmale und Kenntnisse zum Kontext.³⁶ Metallfunde sind im Allgemeinen recht gut untersucht, stellen aber auch als soziale Indikatoren und technisch anspruchsvolle Produkte eine wichtige Informationsgrundlage dar. Der Fokus liegt dementsprechend auf der ökonomischen und sozialen Identität der Handwerker und ihrer Kunden. Produzenten und Konsumenten besitzen spezifische Kulturen, die sich zwar stark überlappen, aber gleichzeitig die Grundlage für distinkte Identitäten bilden. Mit dieser Wahl des Gesichtspunktes ist die Untersuchung auf einen Teil der Gesellschaft und der Lebenswelt beschränkt, vermag aber hier tiefgreifender zu sein als eine umfassende Analyse. Die verwendete Kulturtheorie ist an Clarke und Hodder angelehnt, womit

³⁴ Feyerabend 1975.

³⁵ Tremblay Cormier, Nakoinz und Popa 2018.

³⁶ Tremblay Cormier 2013.

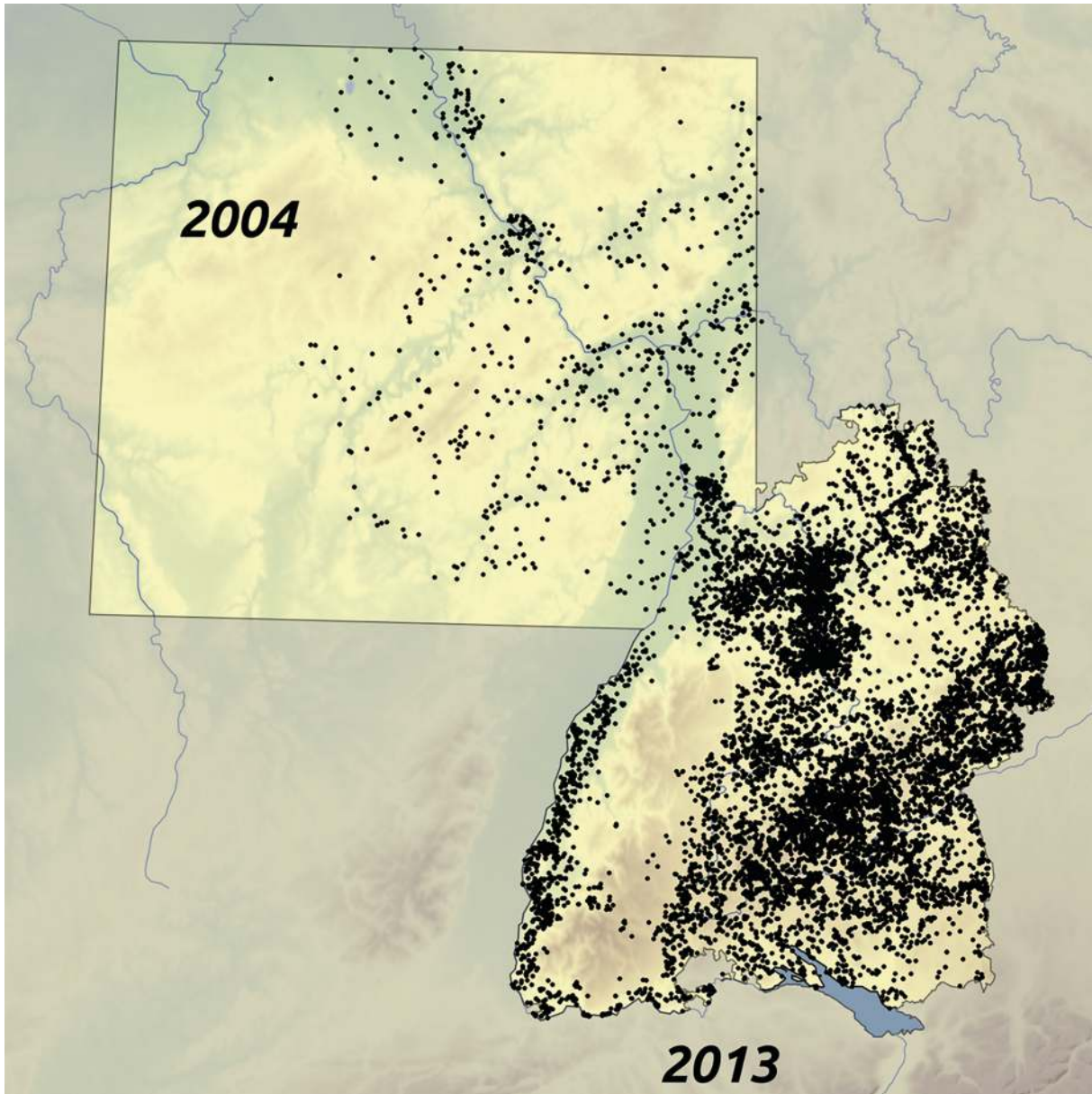


Abb. 4 Karte der in den Fallstudien verwendeten Fundstellen.

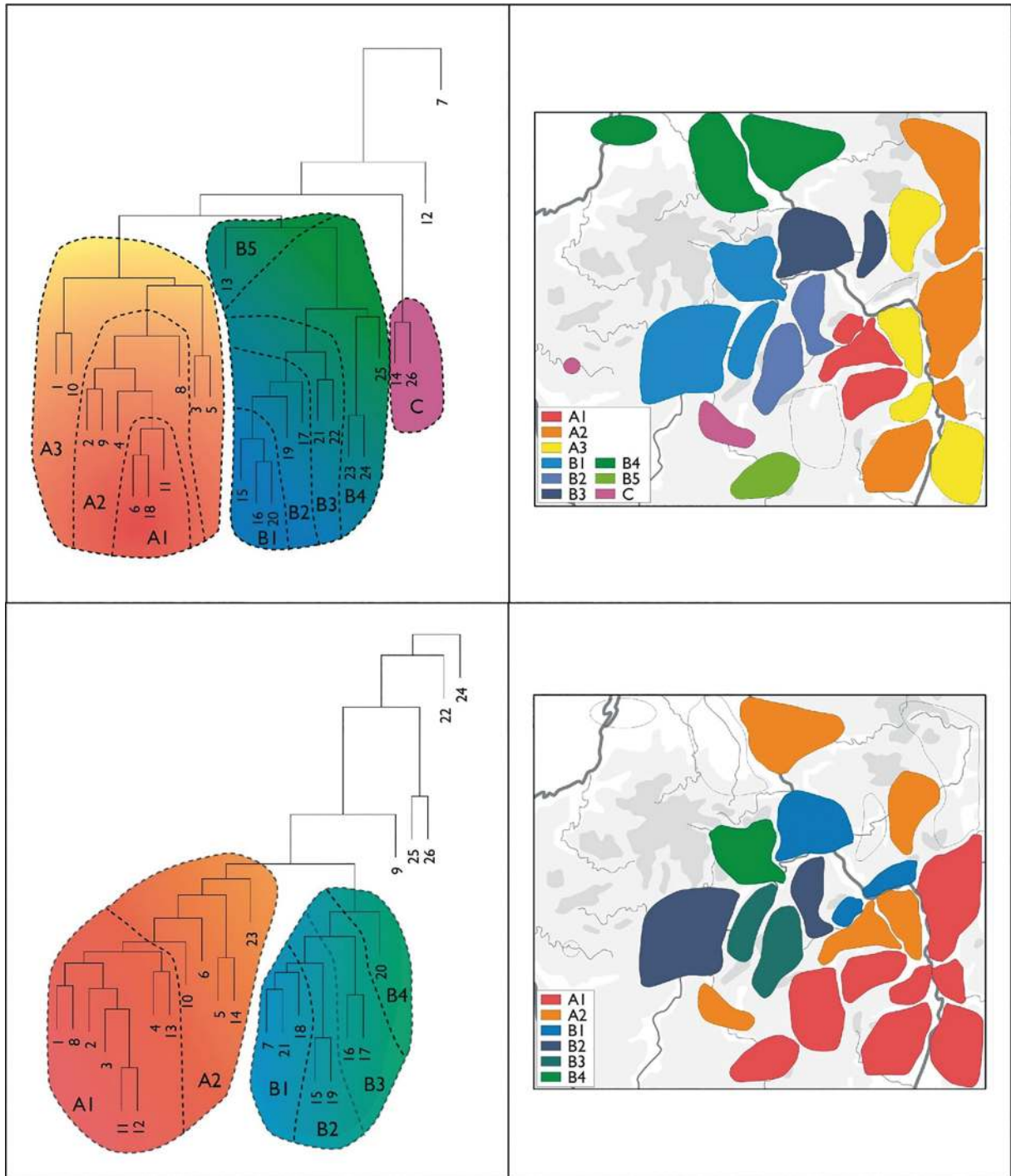


Abb. 5 Dendrogramm und Clusterkarte für Keramik (oben) und Schmuck (unten) der älteren Hunsrück-Eifel-Kultur.

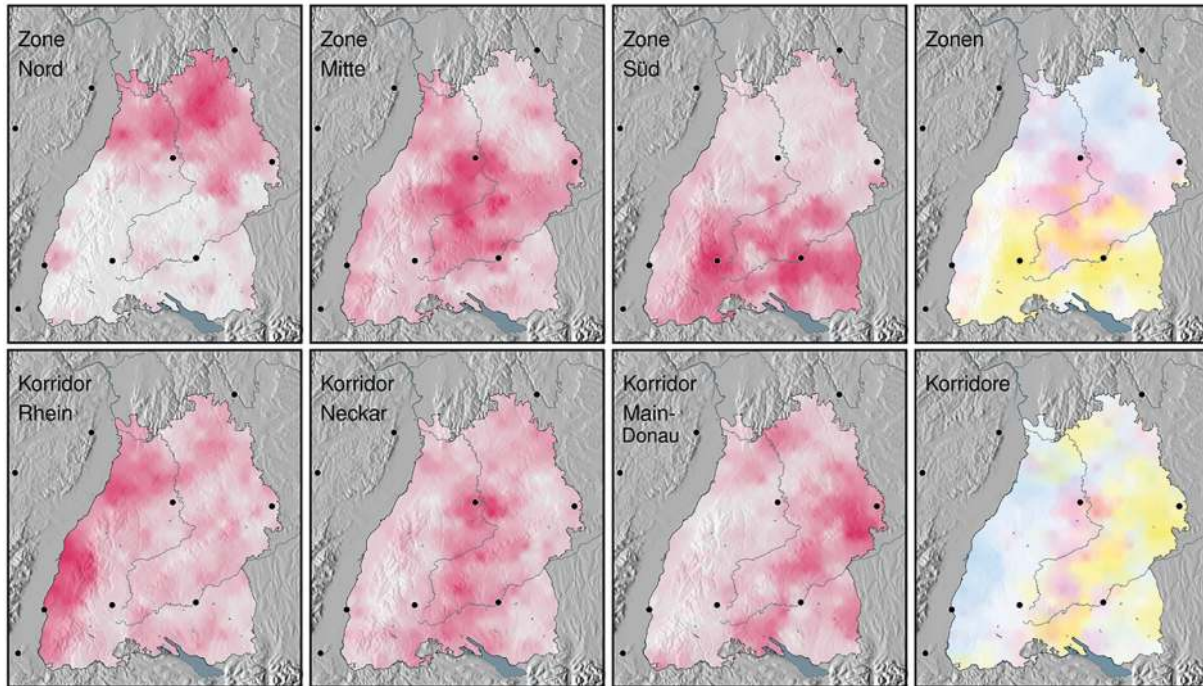


Abb. 6 Unschärfe, latente Kulturgruppen in Baden-Württemberg.

Kultur in erster Linie als klassifikatorische Einheit erscheint.³⁷ Hiermit ist die Grundlage für eine formale quantitative Analyse gegeben, die mit Hilfe der Korrespondenzanalyse und der hierarchischen Clusteranalyse durchgeführt wird.

Eine ganz andere Herangehensweise zeigt Popa in seiner Studie.³⁸ Für ihn stehen Identitäten im Vordergrund, die sich auf der Basis von Praktiken konstituieren. Seine Quellenbasis ist auf Gräber beschränkt. Die Bedeutung der Grabfunde und des Bestattungsrituals in den Bestattungspraktiken wird zunächst auf der Basis plausibler Annahmen und des Kontextes erschlossen. Eine eigens entwickelte Metrik stellt sicher, dass die Unterschiedlichkeit der Bestattungspraktiken in der Analyse Anwendung finden. Die theoretische Grundlage hierfür findet Popa in Identitätstheorien.³⁹ Es stehen weniger die Gemeinsamkeiten zwischen den Individuen einer Gruppe im Vordergrund der Analyse, als vielmehr der Gegensatz zu anderen Identitäten. Das schlägt sich in der verwendeten Metrik und der Interpretation nieder. Letztlich führt auch Popa eine formale Kulturana-

lyse durch. Durch die Auswahl der Standardisierungen und der Anreicherung der archäologischen Beobachtungen mit Annahmen zur Praxis verschiebt sich das Interpretationsfeld erheblich. Direkte Aussagen zu Identitäten werden nun möglich.

Die knappen Beschreibungen lassen deutlich erkennen, dass die einzelnen Konzepte unterschiedliche Facetten der Interaktion und Gruppenbildung thematisieren. Auch wenn Überlappungsbereiche zwischen den Ansätzen vorhanden sind, so besitzen diese doch auch Unterschiede und ergänzen sich. Gemeinsam zeichnen sie ein wesentlich detailreicheres Bild, als dies mit einem einzigen Ansatz möglich wäre. Dieses ist besonders spannend, wenn die unterschiedlichen Ansätze sich zu widersprechen scheinen. Dann sollte man der Versuchung widerstehen, nach dem richtigen Konzept zu fragen, sondern vielmehr versuchen, aus den unterschiedlichen Details ein kohärentes Gesamtbild zu konstruieren. Hierin bieten sich Erkenntnischancen, die weit über jene der Einzelkonzepte hinausgehen.

37 Clarke 1968; Hodder 1988.

38 Popa 2014a; Popa 2014b.

39 Bourdieu 1977; Di 2013; Díaz-Andreu und Lucy 2005.

6 Fazit

Identität und Kultur sind komplementäre Begriffe, die über das Konzept der Interaktion verbunden sind. Der Gegensatz zwischen beiden Begriffen bei einem gleichzeitig großen Überlappungsbereich der Konzepte ermöglicht eine detailreiche Betrachtung von Interaktionsbeziehungen und den Strukturen sozialer Gruppenbildung. Kultur als objektivistisches Konzept ermöglicht eine formale quantitative Analyse räumlicher Strukturen. Identität als subjektivistischem Konzept ist dieser direkte Zugang verschlossen. Zusätzliche Annahmen und eine gewisse Korrespondenz mit Kultur können hier zur Analyse genutzt werden. Trotz der aufgrund der Quellen eingeschränkten Erkenntnismöglichkeiten bietet die Gegenüberstellung dieser beiden Begriffe ein hohes Erkenntnispotential. Dieses kann noch weiter gesteigert werden, indem man komplementäre Konzepte einander ergänzen lässt. Eine klare Formulierung der Gesichtspunkte der einzelnen Konzepte und eine feine Abstimmung von Daten, Fragestellung, Theorie und Methode sind allerdings unerlässlich für eine valide Untersuchung. Ist dies aber gegeben, so lassen sich mit Hilfe komplementärer Ansätze zur Untersuchung von Kultur und Identität zahlreiche räumliche Gruppierungen ermitteln, die im Feld zwischen soziopolitischen Identitäten und latenten kulturellen Einheiten ein facettenreiches Bild aufbauen, das jenseits simplifizierender ar-

chäologischer Kulturen und oberflächlicher Diskurse zu modischen Schlagworten zu finden ist.

In diesem methodisch-theoretischen Rahmen liefert das hier vorgestellte Konzept Kartierungen, die zur Diskussion prähistorischer Identitäten genutzt werden können. Anders als Verbreitungskarten, in denen die Quellen als Punkte repräsentiert werden, und ‚Territorialkarten‘, die mehr oder weniger intuitiv Gebiete aus den archäologischen Quellen ableiten, sind hier Daten, Methoden und Theorien eng verwoben. Die zugrundeliegenden Daten werden anhand der theoretischen Grundlagen mit ihnen assoziierter Methoden in einer Weise transformiert, dass sie Antworten auf spezifische Fragen erlauben. Die Karten sind damit zweckgebunden und keineswegs als universelle Visualisierungen zu verstehen. Kartierungen, die nach der hier vorgestellten Methodik erstellt wurden, bilden in erster Linie Interaktionsräume ab, wobei sie es erlauben, auf künstliche scharfe Grenzen zu verzichten und fließende Übergänge ebenso präzise zu erfassen wie prägnante Grenzverläufe. Durch den Verzicht auf gängige Annahmen (scharfe Grenzen) und den hohen Informationsgehalt an empirischen (umfangreiche Quellen) und theoretischen Kenntnissen (Datentransformation anhand theoretischer Grundlagen) stellen diese Karten ein mächtiges Visualisierungswerkzeug dar, das auch den Anforderungen komplexer Themen wie der Identitätsdiskussion gerecht werden können.

Bibliographie

Anderson 1991

Benedict Anderson. *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso, 1991.

Assmann 1992

Jan Assmann. *Das kulturelle Gedächtnis*. München: C. H. Beck, 1992.

Bidney 1953/1967

David Bidney. *Theoretical Anthropology*. New York: Schocken, 1953/1967.

Bourdieu 1977

Pierre Bourdieu. *Outline of a Theory of Practice*. Cambridge: Cambridge University Press, 1977.

Clarke 1968

David L. Clarke. *Analytical Archaeology*. London: Methuen, 1968.

Di 2013

Hu Di. „Approaches to the Archaeology of Ethnogenesis: Past and Emergent Perspectives“. *Journal of Archaeological Research* 21 (2013), 371–402.

Díaz-Andreu und Lucy 2005

Margarita Díaz-Andreu und Sam Lucy. „Introduction“. In *The Archaeology of Identity: Approaches to Gender, Age, Status, Ethnicity and Religion*. Hrsg. von M. Díaz-Andreu, S. Lucy, S. Babić und D. Edwards. London und New York: Routledge, 2005, 1–12.

Everitt u. a. 2011

Brian S. Everitt, Sabine Landau, Morven Leese und Daniel Stahl. *Cluster Analysis*. Hoboken: Wiley, 2011.

Feyerabend 1975

Paul K. Feyerabend. *Against Method: Outline of an Anarchist Theory of Knowledge*. London: New Left Books, 1975.

Garrod und Pickering 2009

Simon Garrod und Martin J. Pickering. „Joint Action, Interactive Alignment, and Dialog“. *Topics Cognitive Science* 1 (2009), 292–304.

Halkidi, Batistakis und Vazirgiannis 2001

Maria Halkidi, Yannis Batistakis und Michalis Vazirgiannis. „On Clustering Validation Techniques“. *Journal of Intelligent Information Systems* 17 (2001), 107–145.

Hansen 2003

Klaus P. Hansen. *Kultur und Kulturwissenschaft*. Tübingen und Basel: Francke, 2003.

Hartigan und Mohanty 1992

John A. Hartigan und Surya Mohanty. „The RUNT Test for Multimodality“. *Journal of Classification* 9 (1992), 63–70.

Herder 1990 [1774]

Johann G. Herder. *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*. Stuttgart: Reclam, 1990 [1774].

Hodder 1988

Ian Hodder. *Reading the Past: Current Approaches to Interpretation in Archaeology*. Cambridge: Cambridge University Press, 1988.

Huxley 1955

Julian S. Huxley. „Guest Editorial: Evolution, Cultural and Biological“. *Yearbook of Anthropology* (1955), 2–25.

Krause 2004

Dirk Krause. „Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse. Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstentum und ihres territorialen Umlandes. Ein Schwerpunktprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft“. *Archäologisches Nachrichtenblatt* 9 (2004), 359–374.

Kroeber und Kluckhohn 1952

Alfred L. Kroeber und Clyde Kluckhohn. *Culture. A Critical Review of Concepts and Definitions*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1952.

Kroeber und Parsons 1958

Alfred L. Kroeber und Talcott Parsons. „The Concepts of Culture and of Social Systems“. *American Sociological Review* 25 (1958), 582–583.

Nakoinz 2005

Oliver Nakoinz. *Studien zur räumlichen Abgrenzung und Strukturierung der älteren Hunsrück-Eifel-Kultur*. Universitätsforschung zur Prähistorischen Archäologie 118. Bonn: Habelt, 2005.

Nakoinz 2013

Oliver Nakoinz. *Archäologische Kulturgeographie der ältereisenzeitlichen Zentralorte Südwestdeutschlands*. Universitätsforschung zur Prähistorischen Archäologie 224. Bonn: Habelt, 2013.

Nakoinz 2014

Oliver Nakoinz. „Fingerprinting Iron Age Communities in South-West-Germany and an Integrative Theory of Culture“. In *Fingerprinting the Iron Age: Approaches to Identity in the European Iron Age: Integrating South-Eastern Europe into the Debate*. Hrsg. von C. Popa und S. Stoddart. Oxford: Oxbow Books, 2014, 187–199.

Nünning 2005

Ansgar Nünning. „Kulturwissenschaft“. In *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*. Hrsg. von A. Nünning. Stuttgart: Metzler, 2005, 125–130.

Pickering und Garrod 2006

Martin J. Pickering und Simon Garrod. „Alignment as the Basis for Successful Communication“. *Research on Language and Computation* 4 (2006), 203–228.

Popa 2014a

Cătălin N. Popa. „The Quest for Group Identity in Late Iron Age Romania. Statistical Reconstruction of Groups based on Funerary Evidence“. In *Fingerprinting the Iron Age: Approaches to Identity in the European Iron Age: Integrating South-Eastern Europe into the Debate*. Oxford: Oxbow Books, 2014, 108–122.

Popa 2014b

Cătălin N. Popa. *Uncovering Group Identity in the Late Iron Age of South-East Europe*. Diss. Cambridge: University of Cambridge, 2014.

Reckwitz 2000

Andreas Reckwitz. *Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursociologie*. Sozialtheorie. Bielefeld: transcript, 2000.

Reckwitz 2008

Andreas Reckwitz. *Unscharfe Grenzen: Perspektiven der Kultursociologie*. Sozialtheorie. Bielefeld: transcript, 2008.

Siegmund 2009

Frank Siegmund. „Ethnische und kulturelle Gruppen im frühen Mittelalter aus archäologischer Sicht“. In *Kulturraum und Territorialität: Archäologische Theorien, Methoden und Fallbeispiele*. Hrsg. von D. Krause und O. Nakoinz. Internationale Archäologie – Arbeitsgemeinschaft, Symposium, Tagung, Kongress 13. Rahden/Westf.: Marie Leidorf, 2009, 143–157.

Simmel 1890

Georg Simmel. *Über soziale Differenzierung. Sociologische und psychologische Untersuchungen*. Leipzig: Duncker & Humblot, 1890.

Straub 2011

Jürgen Straub. „Identität“. In *Handbuch der Kulturwissenschaften*. Hrsg. von F. Jäger und B. Liebsch. Bd. 1. Stuttgart: Metzler, 2011, 277–303.

Tremblay Cormier 2013

Laurie Tremblay Cormier. *Identités culturelles et échanges entre Rhin et Rhône du 10e au 5e siècle avant notre ère: dynamiques sociales et échanges*. Diss. Dijon: Université de Bourgogne, 2013.

Tremblay Cormier, Nakoinz und Popa 2018

Laurie Tremblay Cormier, Oliver Nakoinz und Cătălin N. Popa. „Three Methods for Detecting Past Groupings: Cultural Space and Group Identity“. *Journal of Archaeological Method and Theory* 25 (2018), 643–661. DOI: 10.1007/s10816-017-9350-2.

Tylor 1871

Sir Edward B. Tylor. *Primitive Culture*. London: John Murray, 1871.

Woodward 2007

Ian Woodward. *Understanding Material Culture*. Beverly Hills, CA: Sage, 2007.

Abbildungsnachweis

1 Nakoinz 2013, Abb. 4.4. 2–4 Oliver Nakoinz. 5 Nakoinz 2005, Abb. 7.1.2; 7.1.3; 7.2.2; 7.2.3. 6 Nakoinz 2013, Abb. 6.7.

OLIVER NAKOINZ

Oliver Nakoinz, Dr. rer. nat. (Kiel 2004), Habilitation (Kiel 2010), ist Heisenbergstipendiat an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Seine Arbeitsschwerpunkte sind quantitative Archäologie, archäologische Modellierung, vorrömische Eisenzeit, Theorie und Methoden zur Erforschung von Kultur, Interaktion und Zentralität sowie geographische Methoden in der Archäologie und Maritime und Limnische Archäologie.

PD Dr. rer. nat. habil. Oliver Nakoinz
Heisenberg Fellow
Institut für Ur- und Frühgeschichte
Christian-Albrechts-Universität
Johanna-Mestorf-Straße 2–6
24118 Kiel, Deutschland
E-Mail: oliver.nakoinz@ufg.uni-kiel.de